



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Märkische Herrenhäuser aus alter Zeit**

**Helmigk, Hans-Joachim**

**Berlin, [1929]**

Einleitung

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-94219](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-94219)

## GESTALTUNG DES ÄUSSEREN

### EINLEITUNG

Wesen und Eigenart eines Landes sind bestimmend für den Charakter der Bewohner und damit entscheidend für die Baugesinnung, aus der die Werke der Architektur erwachsen.

Die Mark ist im eigentlichen Sinne immer Kolonialland gewesen. Die politische Eroberung des Landes war im 13. Jahrhundert vollendet; ihre wirtschaftliche dauert noch bis auf unsere Tage. Denn hier kam die Natur dem Menschen nur wenig entgegen. Sand, Sumpf und Heide standen in ihrer Unfruchtbarkeit ihm feindlich gegenüber und mußten in langer, harter Arbeit bezwungen werden. Nur schwer konnte sich ein bescheidener Wohlstand entwickeln; denn das Land war dünn besiedelt, die Straßen schlecht, und die vielen Kriege vernichteten nur zu oft das Wenige, mühsam Entstandene.

All das aber formt entscheidend am Charakter der Bewohner, die an sich ja keine einheitliche Rasse bildeten, sondern ursprünglich aus vieler Herren Länder kamen, sich weitgehend mit der alten wendischen Bevölkerung gemischt hatten und auch später noch durch die großzügige Siedelungspolitik der Kurfürsten und Könige den Zuzug viel fremden Blutes aufnehmen mußten. So gibt das Land selbst seinen Bewohnern die Form, und es entsteht ein hartes Kolonistengeschlecht mit ausgesprochenem Sinn für Tatsachen, nüchtern, zäh, tüchtig, anspruchslos und von großer Einfachheit; aber auch enge, mißtrauisch und am Gelde klebend (denn das wird schwer verdient!). Man ist ganz auf die praktischen Dinge des Daseins gerichtet und zeigt nur wenig Sinn für höhere Werte; im allgemeinen ist man in der Mark Brandenburg sehr amüsisch!

Aus diesem nüchternen und praktischen Geiste heraus werden die Herrenhäuser geplant. Ihre Lage im Dorfbilde hat sich wohl meist historisch zufällig ergeben oder wurde durch rein wirtschaftliche Erwägungen bestimmt; Rücksichten städtebaulicher Art kommen selten vor; das Gefühl für landschaftliche Schönheiten in unserem heutigen Sinne ist vollends gar nicht vorhanden! Auch die Stellung des Herrenhauses zu Hof und Garten wird durch höhere Gesichtspunkte kaum beeinflußt; praktische Überlegungen sind allein ausschlaggebend! Typische Erscheinungsformen entwickeln sich



hier nicht, so daß sich keinerlei feste Gesetze aufstellen lassen; alles ist von besonderen örtlichen Verhältnissen abhängig.

Erst im 18. Jahrhundert finden sich einige Beispiele, die von großzügigen Barockgedanken beeinflußt eine städtebauliche Gruppierung ihrer Baumassen versuchen. Gewöhnlich aber will man keine Schlösser bauen oder großzügige Anlagen schaffen. Dazu ist man wie gesagt zu arm, aber auch zu nüchtern und unkultiviert. So handelt es sich bei den märkischen Gutshäusern zumeist um verhältnismäßig kleine Bauaufgaben, gemessen etwa an den Herrensitzen des westlichen Deutschlands, Sachsens oder Schlesiens. Es ist kein Zufall, daß hier die meisten Ausnahmen, vor allem in späterer Zeit, selbst wenn sie von bedeutenden Architekten herrühren, oft etwas Fremdes und wenig Bodenständiges zeigen, das sich der Landschaft nicht immer glücklich einpaßt.

Denn gerade das Bodenständige und Erdverbundene ist es, daß uns diese alten Häuser bei aller ihrer Einfachheit so sympathisch macht! Ihre ruhigen Baumassen sind ebenso wie ihre Einzelformen aus einem sicheren handwerklichen Können entstanden, das den einheimischen Baustoffen die ihnen entsprechenden Formen zu geben verstand. Die Baumeister, die die Schöpfer dieser alter Herrenhäuser sind, gehören wohl anfangs fast ausschließlich dem Handwerkerstande an. Ihre Baugesinnung geht mit der der Bauherren noch in Selbstverständlichkeit zusammen: Zweckmäßigkeit bestimmt den Grundriß und ein in gesunder, handwerklicher Überlieferung entstandenes Formgefühl entwickelt darüber knapp und sachlich den Aufriß. Die ausschlaggebende Rolle bei der Gestaltung des Äußeren aber spielen vor allem die Baustoffe; denn sie bedingen und entwickeln ihre besondere Formensprache.

\* \* \*

Mit Holz, Lehm und Granitfindlingen, den sogenannten Feldsteinen, wird anfangs in der Hauptsache gebaut; später gewinnt der Backstein immer größere Bedeutung. Bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts hat bei dem großen Waldreichtum der Mark der Fachwerkbau mit Lehmstaakenfüllung überwogen. Von da an wird er durch den Massivbau allmählich mehr und mehr verdrängt, kommt aber in einzelnen Fällen bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts noch zur Anwendung. Das Außenmauerwerk der Massivbauten bestand bis etwa um 1700 aus einem Gemisch



von Feldsteinen und gebrannten Ziegelbrocken, das in regellosem Verbande zusammengefügt wurde und infolgedessen meist große Mauerstärken erforderte. Da die Härte des Granits ein Bearbeiten außerordentlich schwierig macht, blieben die Feldsteine unbehauen und kamen nur in die glatten und durchgehenden Mauern als Füllung, während die Ecken und Kanten, also vor allem auch die Einfassungen von Türen und Fenstern in Ziegeln gemauert wurden. Die Verschiedenartigkeit beider Materialien aber ergibt von selbst für die Außenfassade die Putzfläche, ebenso wie die Lehmstaakenfüllung sie schon aus Gründen der Wetterbeständigkeit erfordert. Der Feldsteinrohbau kam für Herrenhausbauten überhaupt nicht zur Anwendung. Denn die schlechten wärmetechnischen Eigenschaften des Findlings, vor allem seine große Wärmeleitfähigkeit ließen ihn für die Außenmauern eines Wohnhauses als wenig geeignet erscheinen und so wurde er hier mehr und mehr vom Backstein verdrängt. Dagegen wird der Feldsteinrohbau von der Mitte des 18. Jahrhunderts an immer häufiger für Wirtschaftsgebäude, Ställe und Scheunen verwandt! Hier ist seine Unverwüstlichkeit und vor allem auch Billigkeit ausschlaggebend; Rücksichten auf seine schlechten Wärmeeigenschaften spielen keine Rolle. Diese Rohbauten werden in regelrechtem Zyklopenmauerwerk aufgeführt. Meist spaltet man den Feldstein, so daß er eine verhältnismäßig gerade Ansichtsfläche erhält; nur die Quadern an den Gebäudeecken bekommen winkelrechte Bearbeitung. Die Leibungen von Türen und Fenstern dagegen werden gewöhnlich in Ziegeln gemauert, die man nachher mit Kalk schlemmt oder verputzt und dann weiß streicht. Das Hauptgesims führt man entweder in gleicher Weise aus oder es wird verbrettert. Die regellosen Fugen zwischen den einzelnen Feldsteinen werden gewöhnlich ausgekratzt und dann sorgfältig mit Steinsplittern ausgezwickt, so daß überhaupt keine Fuge mehr in Erscheinung tritt. Zuweilen aber zeigt man auch die Fuge und verstreicht sie in der Fläche breit mit Kalk. Niemals aber kam man auf den Gedanken, die Fugen krampfaderartig vor die Steinfläche hervortreten zu lassen und auf diese Weise jeden Stein viel zu sehr von seiner Umgebung zu isolieren!

Es ist nun eigentlich sehr zu bedauern, daß man diesen Feldsteinrohbau verhältnismäßig spät entwickelt hat, so daß er seine Höhe erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts erreicht, zu einer Zeit also, als sich neben dem



Fachwerk der gebrannte Ziegel als alleiniger Baustoff durchgesetzt hatte! Denn diese alten Feldsteinbauten sind in ihrer flächigen und farbigen Erscheinung von so hervorragender Wirkung, erscheinen so wuchtig und so mit dem Boden verwachsen, daß man schon um der Geschlossenheit der Hofanlage willen hätte wünschen müssen, daß der Feldstein auch für das Herrenhaus, — hier vielleicht nur als eine Art Verblender, — verwendet worden wäre! Denn für die Fassadengestaltung hätte dieses Material noch große Möglichkeiten geboten. So bleibt es leider auf die Wirtschaftsgebäude beschränkt und wird am Herrenhaus selbst nur zu Fundamenten und Sockel, Gartenmauern und Torpfeilern genommen<sup>1</sup>.

Die Hauptmauern des Herrenhauses werden also nach 1700 vorwiegend in Backstein ausgeführt. Aber ebenso wie das alte Mauerwerk aus Findlingen und Ziegelbrocken erhält der reine Ziegel einen glatten Verputz. Es scheint zunächst verwunderlich, daß auch früher, zu einer Zeit, wo in Norddeutschland so hervorragende Ziegelbauten aufgeführt wurden, der Backsteinrohbau am märkischen Herrenhaus nur eine untergeordnete Rolle spielt. Die Erklärung ist vielleicht darin zu suchen, daß zwar in den Städten gute Ziegeleien zur Verfügung standen, daß sich auch bei der Errichtung kirchlicher Großbauten in der Einöde (Zisterzienser) die Anlage besonderer Ziegeleien lohnte, daß der Erbauer des verhältnismäßig kleinen Herrenhauses aber auf die primitiven Feldbrandöfen angewiesen war, die infolge ihrer technischen Unvollkommenheiten nur einen schwachen Brand lieferten, der für den Rohbau unbrauchbar war. Dieses Material war so schlecht, daß es unverputzt der Witterung nicht standhielt und bis zur Verwendung auf der Baustelle wohl größtenteils schon zu Bruch gegangen war. Daher auch das häufige Vorkommen von Ziegelbrocken in Verbindung mit Feldsteinen, das sich bei den ältesten Herrenhäusern findet!

Mit der zunehmenden Besiedelung der Mark durch die preußischen Könige sind freilich auch auf dem flachen Lande Ziegeleien entstanden, die wetterfeste Steine hätten liefern können. Zu dieser Zeit aber bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts widersprach der Ziegelrohbau dem herrschen-

<sup>1</sup> Ausnahmsweise ist auch der Raseneisenstein für Wirtschaftsgebäude verwendet worden. Aus diesem Material hat Schinkel in Neu-Hardenberg einige Ställe und Scheunen errichtet. Die Außenmauern hat er zum größten Teil unverputzt gelassen. Auch hier ist die ästhetische Wirkung sehr gut. Diese rauen Flächen sehen von weitem wie dunkelbrauner Samt aus!



den Zeitgeschmack, der Grund, weshalb auch die Versuche Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen in Potsdam, die ja auf holländischen Einfluß zurückgingen, nur vereinzelt nachgeahmt wurden<sup>1</sup> und auf die Dauer erfolglos geblieben sind! Es gehört aber auch mit zum Begriff einer zusammenhängenden Baukultur, daß sie an alten Überlieferungen mit Zähigkeit festhält. Erst der Zeit des Niederganges, in der die alten Traditionen brechen, bleibt es vorbehalten, auch hier Wandel zu schaffen!

David Gilly, der sich besonders für die technischen Fragen der »Landbaukunst« interessierte, hat den Bau mit luftgetrockneten Lehmsteinen anzuregen versucht, scheinbar aber auch ohne Erfolg, denn das Herrenhaus Klein-Machnow bei Berlin, das er 1796 aus diesen Luftziegeln errichtete, ist eine Ausnahme geblieben!<sup>2</sup> (Abb. 53b.)

Auch der Sandstein spielt eine sehr geringe Rolle. Er kommt nur bei wenigen anspruchsvolleren Fassaden (Meseberg, Reitwein) für besonders betonte Einzelheiten zu sparsamer Anwendung; also für Portale und Wappensteine, zuweilen aber auch für Freitreppen (Groß-Rietz) (Abb. 59a, b). Er war ein kostspieliges Material, das von weit her, aus den sächsischen oder schlesischen Brüchen mühsam herangeschafft werden mußte. Sicherlich wurden, schon der hohen Frachten wegen, die einzelnen Werkstücke fix und fertig von dort her an die Baustelle geliefert. Auch ist die Formgebung, vor allem des Ornamentalen, derartig sicher und gewandt und so vollkommen frei von allen provinziellen Eigenheiten, daß sie wohl kaum

<sup>1</sup> Wie etwa in dem Kleist v. Bornstädtchen Gutshause zu Hohennauen im Westhavellande, einem einstöckigen Fachwerkbau mit Füllungen in Ziegelrohbau. (Abb. Kunstdenkmäler Westhavelland.)

<sup>2</sup> Gilly bringt in seiner »Landbaukunst« folgende Notizen über den Bau: »In hiesiger Gegend hat unter anderem Herr von Hacke auf dem Landgut Machnow ein großes, herrschaftliches Wohngebäude von zwei Etagen und einem hohen Souterrain von Luftsteinen mit Verblendung der Außenseiten, der Fronten und Giebel aufgeführt. Es sind in diesem Gebäude sogar die inneren Wände und Mittelmauern im Souterrain ganz von Luftziegeln und nur ein 8–10 Zoll hoher Untersatz vom Kellerpflaster an mit gebrannten Steinen gemauert worden. Es steht das Gebäude nun schon gegen zehn Jahre, ohne auf irgendeine Art weder im inneren noch im äußeren Abputz einige Beschädigungen erlitten zu haben. Was indes das Mauerwerk der Souterrainwände aus Luftsteinen betrifft, so will ich solches wieder nicht zur Nachahmung empfehlen, besonders wo der Boden nicht von solcher Trockenheit ist, als am gedachten Orte.« (Anweisung zur landw. Baukunst 1836, erster Teil, S. 85. Sammlung nützlicher Aufsätze III, 1799, S. 103). Vgl. auch Färber, Das Schloß Klein-Machnow, Zentralblatt der Bauverwaltung 1920, S. 177–78 (Grundrisse).



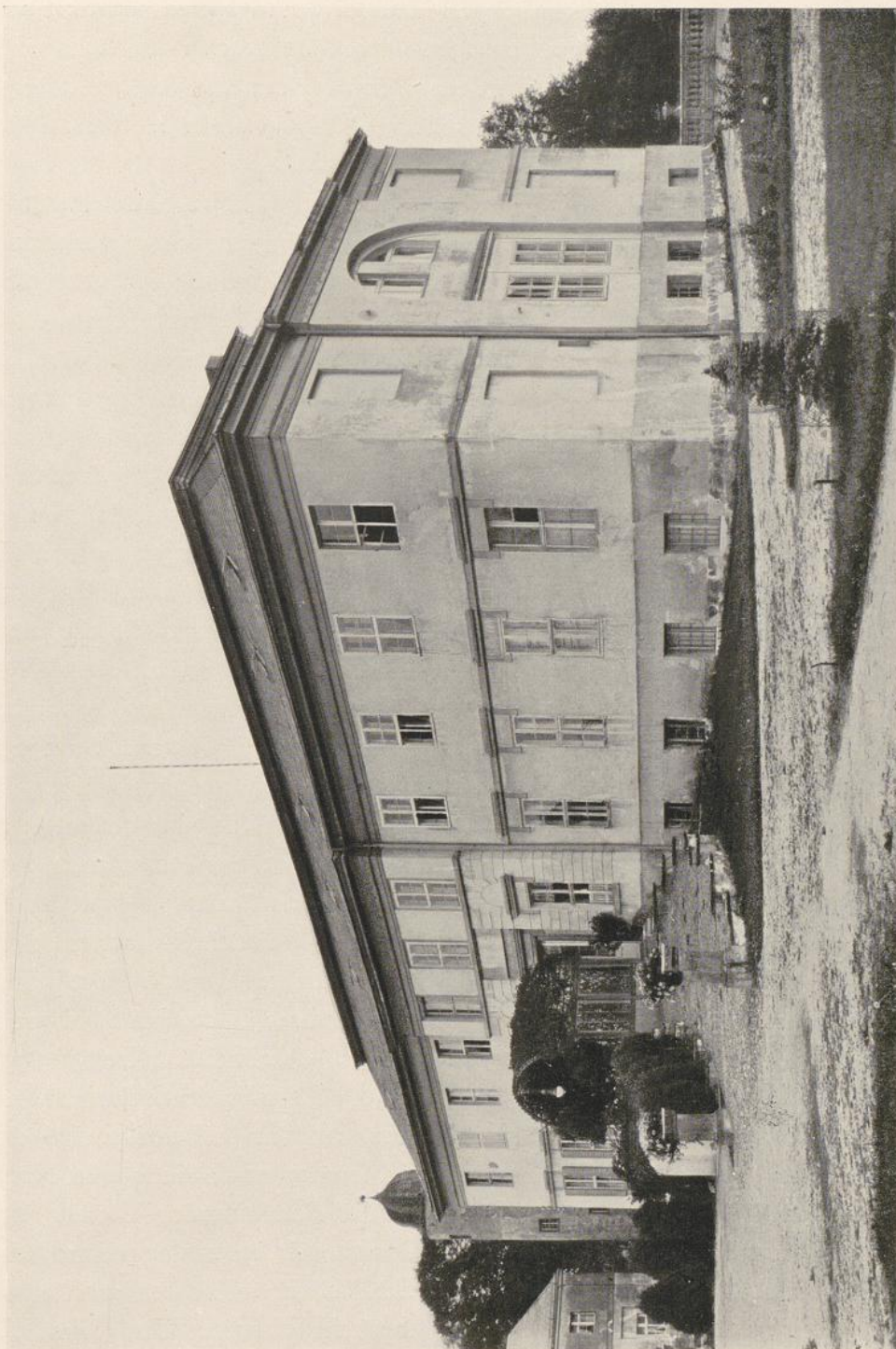


Abb. 53b. Klein-Machnow. Vorderfront



auf einheimische Steinmetzen zurückgeht, sondern man annehmen darf, daß all diese Stücke auf Bestellung, sozusagen nach Katalog, aus der sächsischen oder schlesischen Hütte geliefert wurden. Doch bleiben das vereinzelte Ausnahmen, denn in Zeiten eines bodenständigen Handwerks hielt man sich an die Baustoffe, die das Land selbst bot.

So sind die alten Herrenhäuser auch anfangs wohl fast alle mit Stroh oder Schilf eingedeckt worden. Hier aber verdrängten schon verhältnismäßig sehr zeitig schwere Pfannen und Biberschwänze diese feuergefährlichen Werkstoffe. Sie kamen bald nur noch für Ställe und Scheunen in Frage, also für diejenigen Hofgebäude, die keine eigene Feuerstelle besaßen.

Der Schiefer ist in der Mark nicht bodenständig. Zu ihm hat man wohl nur ganz ausnahmsweise einmal gegriffen. (Vgl. die oben angeführte Baubeschreibung von Trampe: . . . »so dazu vom Harze geholet worden!«) Nach dem Dreißigjährigen Kriege hat sich die Eindeckung mit gebrannten Steinen anscheinend ganz allgemein durchgesetzt. Die großen ruhigen Dachflächen, deren Zusammenhang nur von ganz wenigen Lichtöffnungen unterbrochen wird, sind so recht eigentlich charakteristisch für die alten Gutshäuser. In Größe und Form ihrer Dächer unterscheiden sie sich in erster Linie von den Katen der Bauern. Nur das Kirchendach kann sich im Dorfbilde in Masse und Wuchtigkeit noch mit ihnen messen. So haben diese alten Dächer eine stark repräsentative Note; oft sogar bringen sie ganz allein die Würde des Hauses zum Ausdruck; denn die hellen Putzfassaden sind gewöhnlich denkbar einfach! — Es ist nun sehr interessant zu sehen, wie die Form des Daches sich allmählich ändert!

Die Häuser der Renaissancezeit trugen wohl meist ein einfaches Satteldach, weil sie entscheidenden Wert auf die formale Durchbildung ihrer Giebel legten (Stolpe, Kemnitz). Die Neigung ihrer Dachflächen ist noch verhältnismäßig steil; sie beträgt etwa 50—55°. Auch das allseitig abgewalmte Satteldach, das in der Folge dann die Renaissancedächer ablöste und etwa bis 1700 vorherrschend gewesen zu sein scheint, zeigt den gleichen steilen Querschnitt. In ihm hat man fraglos noch die letzten Nachwirkungen der Gotik zu sehen. Für das zähe Festhalten an diesen alten Dachwinkel war aber sicher auch der Grund mit ausschlaggebend, daß man nicht auf die großen nutzbaren Bodenflächen verzichten wollte, die zur Lagerung von Vorräten notwendig gebraucht wurden. Und wenn sich



dann nach 1700 das Mansardendach, das in der Mark schon kurz nach dem Dreißigjährigen Kriege auftaucht, so schnell durchzusetzen vermag, hat man diese Tatsache zum guten Teil wohl mit auf das gleiche Bedürfnis zurückzuführen. Denn hier bot die konstruktive Durchbildung des Daches von sich aus schon die Möglichkeit, zwei Böden übereinander anordnen zu können.

Trotzdem aber kommt das abgewalmte Satteldach um die Mitte des 18. Jahrhunderts herum wieder auf, jetzt sogar unter einem erheblich flacheren Neigungswinkel. Der Wunsch, gut beleuchtete Bodenkammern zu schaffen, ohne die eigentliche Dachhaut durch Lichtöffnungen unterbrechen zu müssen, drängt um 1700 zur Einführung des mittleren Dachaufbaues, des Frontespice oder »Fremdenspieß« wie das Wort im Volksmunde mißverstanden wurde, weil hier die Fremdenzimmer lagen. Als man dann allmählich auch die Giebelkammern mehr und mehr ausbaute, ergab sich fast von selbst der Krüppelwalm. Das Satteldach mit Krüppelwalm wird besonders in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts bevorzugt und behauptet sich bis in das erste Viertel des 19. Um 1800 herum beginnt sich daneben aber wieder das einfache Satteldach durchzusetzen im Einklang mit den herben Formen des Berliner Klassizismus, der bei einem verhältnismäßig flachen Neigungswinkel (45° oder darunter) besonderen Wert auf die architektonische Durchbildung der Giebelseiten legte.

Das Mansardendach wurde in erster Linie für alle eingeschossigen Bauten gewählt; denn hier brauchte man die großen zusammenhängenden Bodenflächen besonders notwendig, während bei den zweistöckigen Häusern zuweilen noch das Obergeschoß zur Unterbringung von Wirtschaftsräumen mit herangezogen wurde! (Vgl. den großen Malzboden im Obergeschoß von Fretzdorf, Abb. 47). Auch der Wunsch, das schlichte eingeschossige Herrenhaus vor den übrigen Gebäuden des Dorfes gebührend herauszuheben, war wohl mitbestimmend für diese Wahl. Bald aber kommt das Mansardendach auch bei den zweistöckigen Bauten auf. Anfangs ist es allseitig abgewalmt, später, nach der Jahrhundertmitte, wird wie beim Satteldach nur der obere Teil des Giebels gewalmt. Gänzlich walmlose Mansardendächer, wie sie gegen Ende des Jahrhunderts sich finden, (vgl. etwa das dem jungen Baumann zugeschriebene Rietzsche Landhaus in Potsdam<sup>1</sup>)

<sup>1</sup> Abb. Schmitz, Berliner Baumeister, Seite 183.



scheinen sich nicht im Herrenhausbau durchgesetzt zu haben. Ebenso sind die Versuche David Gillys mit dem französischen Mansardendach, dessen obere Hälfte so flach gestellt ist, daß sie für die Ansicht nicht mehr in Erscheinung tritt (vergl. Klein-Machnow, Abb. 53b und Gütergotz, Abb. 66) zunächst nicht weiter aufgenommen werden. Mit dem Aufkommen des Klassizismus wird die Neigung des Mansardendaches immer flacher. Ein interessantes Beispiel für die veränderten Dachproportionen bietet der Dachstuhl von Casel. (Abb. 42.) Um 1810 herum verschwindet das Mansardendach dann ganz.

Ein großer Teil des Hauptreizes, den all diese alten Dächer auf den Betrachter ausübten, ist heutzutage leider oft verschwunden. Mehr oder minder ungeschickte Dachfensterausbauten, oft schwer im Maßstab mißglückt, zerstören jetzt die Einheitlichkeit und Ruhe ihrer Erscheinung. Größere Wohnansprüche haben in den letzten 100 Jahren dazu geführt, immer mehr von den Vorratsräumen im Dach zu Wohnzimmern auszubauen. Diese alten Dachkammern brauchten ihrem Zweck entsprechend nur wenig Licht. Also begnügte man sich auch mit den notwendigsten Öffnungen, denn Dachfenster sind ja von jeher eine Quelle der Verdrießlichkeiten durch die Gefahr ihres Undichtwerdens.

Die eigentlich bodenständige Form des Dachfensters ist die Fledermausluke, folgerichtig entwickelt aus den technischen Eigenheiten der Eindeckungsstoffe. Anfangs waren diese Luken klein und niedrig und ergaben sich durch ein nur schwaches Anlüften der Dachhaut. Später gegen Ende des 18. Jahrhunderts werden sie größer und höher; eine eigentlich ästhetische Durchbildung erhalten sie erst um und nach 1800, wo oft sehr reizvolle Aufteilungen durch Ziersprossen geschaffen werden. (Vergl. Pinnow Abb. 10, Diedersdorf, Abb. 43.)

Aus konstruktiven Gründen aber werden diese Fledermausfenster für den unteren Teil der Mansardendächer nicht gern gewählt. Man findet sie eigentlich nur in den alten sächsischen Grenzgebieten der Niederlausitz (Scheegeln). Hier führt man die seitlichen Abläufe im Grundriß meist schräg zurück, um so ein möglichst kurzes Ausschleppen zu erreichen. Im allgemeinen aber wählt man in der Mark lieber das stehende Dachfenster für die untere Mansarde. Es wird so klein als irgend möglich gehalten und seinem oberen Abschluß entsprechend in Ziegeln oder Blech abgedeckt.



Beim Eindecken mit Ziegeln scheint das kleine Satteldach oder Walmdach bevorzugt worden zu sein; einfaches Abschleppen der Dachhaut kommt weniger häufig vor.

Gleichfalls von großer Wichtigkeit für die Gesamterscheinung des Daches sind Stellung und Form der Schornsteine. Ihre Anordnung war manchmal ein schwieriges technisches Problem, das große handwerkliche Sorgfalt erforderte. In der Renaissancezeit hat man sie ihrer Lage im Grundriß entsprechend wohl senkrecht zum Dach herausgeführt und wagerecht abgedeckt, ohne ihnen eine weitere Durchbildung im Formalen zu geben. Erst in der Barockzeit macht sich das Bedürfnis geltend, sie der streng symmetrischen Gesamthaltung des Baukörpers zu liebe regelmäßig zum Dachfirst zu verteilen. Dieser Zwang, an einer bestimmten Stelle der Dachhaut den Schornsteinkasten heraustreten zu lassen, führt aber oft zu äußerst gewagten Hilfskonstruktionen. So zieht man vielfach im Dachboden eine ganze Reihe von Schornsteinen zu einem Block zusammen und führt dabei die einzelnen Rohre oft viele Meter fast wagerecht; hier manchmal sogar auf einer Balkenunterlage, wenn man die Mittelmauern nicht benutzen konnte, oder die Entfernung für eine Wölbung zu groß war. Man scheute sich sogar nicht, zuweilen auch das Holz mit dem Rauchrohr in direkte Verbindung zu bringen, wahrscheinlich, weil man glaubte, die starke Rußbildung werde genügend gegen Feuer schützen. Tatsächlich aber sind ein großer Teil der Brände, die viele dieser alter Häuser vernichtet haben, auf derartig mangelhafte Schornsteinkonstruktionen zurückzuführen. — Über dem Dache wurden die Schornsteine scheinbar immer geputzt; ihre formale Durchbildung ist im übrigen sehr einfach; sie besteht gewöhnlich aus einer wagerechten Abdeckplatte, die wenige Zentimeter vorkragt. Nur bei einigen anspruchsvollen Häusern verraten auch die Schornsteine etwas von der Formengebung ihrer Zeit. Sie sind dann allerdings auch immer symmetrisch angeordnet. »An beiden Seiten zwei gegeneinander überstehend«, wie es etwa in der Baubeschreibung von Trampe heißt. Zum großen Teil aber scheute man doch wohl die schwierigen und teuren Hilfskonstruktionen, denn wir finden gleichfalls eine ganze Reihe barocker Häuser, die keine Rücksicht auf irgendwelche Schornsteinsymmetrie nehmen; zur Zeit des Klassizismus vollends wird man ziemlich gleichgültig gegen ihre regelmäßige Verteilung. —